

---

*Paulus Adelsgruber / Laurie Cohen / Börries Kuzmany*, Getrennt und doch verbunden. Grenzstädte zwischen Österreich und Russland 1772–1918. Wien/Köln/Weimar, Böhlau 2011. 316 S., € 35,-.

// oldenbourg doi 10.1524/hzhz.2012.0613

---

Roland Cvetkovski, Köln

Angesichts der in der Geschichtswissenschaft mittlerweile üblichen Aufmerksamkeit, die sich auf grenzübergreifende Prozesse richtet, nimmt die vorliegende Monographie insofern eine besondere Stellung ein, als sie gerade keinen nationalen, sondern explizit imperialen Grenzverlauf untersucht. Im Zuge der Aufteilung des polnisch-litauischen Staates wurden Ende des 18. Jahrhunderts das russische und das Habsburgerreich zu Nachbarn, deren Grenze, an die Wolhynien, Podolien sowie das neu erstandene Galizien und Lodomerien stießen, bis zum Ausgang des Ersten Weltkrieges erstaunlich stabil blieb. Das Autorenkollektiv konzentriert sich dabei auf drei Städtepaare – Brody/Radzivilov, Podwołoczyska/Voločisk und Husiatyn/Gusjatin –, die alle vom Grenzflüsschen Zbrucz durchschnitten werden. Der mikroskopische Blick auf die verschränkte Geschichte zweier Imperien, wie sie sich in den Kontaktzonen dieser Städtepaare gestaltete, bringt strukturell zwar nichts unbedingt Neues, da Mikrogeschichten stets die großen, notwendig homogenisierenden Narrative unterlaufen, doch fördert er für den spezifischen Fall dieser südlichen bzw. östlichen Peripherien nicht zuletzt durch das immense Quellenkorpus, auf das die Autoren zurückgreifen, durchaus Bemerkenswertes zutage.

Dafür sorgt zunächst einmal das äußerst heterogene Setting selbst: Die Lebenswelten der sechs Städte waren zwar größtenteils jüdisch geprägt, und doch zeichneten sie sich gerade durch eine nicht immer eindeutig fassbare ethnische und konfessionelle Vielfalt aus, wie sie für Ostmitteleuropa seit der Frühen Neuzeit so charakteristisch war: Hier lebten neben den Juden vor allem Russen, Ruthenen/Ukrainer und Polen, die dem jüdischen, unierten, orthodoxen oder katholischen Glauben angingen. Die Grenze, die aus politischem Kalkül gezogen worden war und Herrschaftsbereiche klar voneinander trennen wollte, erwies sich allerdings als durchlässig und porös, und, so die Autoren, sie vereinte eher, als dass sie schied. Diese doppelte Funktion aber war dabei nur bedingt an die große Politik der beiden Hauptstädte geknüpft – es waren vor allem die alltägliche Praxis sowie die jeweilig gültigen Traditionen der vor Ort lebenden Menschen, die dem Grenzverlauf seine tatsächliche Gestalt gaben und dessen Funktionen jeweils zuwiesen.

Nach einem einleitenden, die drei Städtepaare allgemein vorstellenden Kapitel spielen die Autoren ihre These an vier Themenkomplexen durch. Zunächst widmen sie sich der politischen Sicherung der Grenze durch die Installierung einer militärischen Grenzbewachung. Dieser machtstrategische Impuls ging jedoch bald verloren, als diese nämlich von zivilen Mannschaften übernommen wurde, die nun dem Finanzministerium unterstanden. Nicht die politische Sicherung der Grenze stand im Vordergrund, sondern die Erringung der Kontrolle über den illegalen Personen- und Warentransport. Auch war für den legalen Handel, wie das nächste Kapitel zeigt, die Grenze ohne größere Bedeutung, wohingegen sich konfessionell durchaus von einem sich verfestigenden Grenzverlauf sprechen lässt, der sich insbesondere in den Kirchenbauten widerspiegelte: Versuchte man auf der Habsburger Seite durch Errichtung von sogenannten „griechisch-katholischen“ (unierten) Kirchen die Orthodoxie zurückzudrängen, wurde auf der russländischen Seite entsprechend die unterrepräsentierte orthodoxe Kirche als machtpolitisches Symbol sichtbar gemacht. Erwartetermaßen hielten sich aber die Gläubigen nicht unbedingt an diese Richtlinien – so pilgerten die galizischen griechisch-katholischen Ruthenen nach wie vor zum seit 1712 der Unionskirche angehörigen klösterlichen Wallfahrtsort im russländischen Počaeŭ, obwohl dieser 1833 in ein orthodoxes Kloster umgewandelt worden war. Der Erste Weltkrieg schließlich, das letzte Kapitel, sprengte in jeder Hinsicht die vormals größtenteils vereinten Lebenswelten dieser Städte; der danach neu errichtete Grenzverlauf funktionierte aus ideologischen Gründen nun tatsächlich als Trennwand. Die ethnische und konfessionelle Vielfalt konnte sich unter den neuen Bedingungen zwar halten, fand aber durch die Ermordung der Juden und die Vertreibung der Polen während des Zweiten Weltkrieges ein jähes Ende.

Die Geschichten, welche die Autoren vor uns ausbreiten, sind reich an Einsichten: Sie zeigen nicht nur das tatsächlich existierende Zusammenspiel von Metropolen und Peripherien und die davon abhängige lokale Praxis, sondern auch die Notwendigkeit, selbst in vergleichenden Mikrostudien in langen Zeiträumen zu denken. Und möglicherweise lassen sich solche Unterfangen erschöpfend nur in Gemeinschaftsarbeiten umsetzen. Vor allem aber wird klar, dass es nicht die Markierung ist, welche die Grenze als solche kenntlich macht, sondern ihr Übertritt.